

dtv

»Es fällt mir so schwer, in so vielen Welten zugleich zu leben, es fügt sich alles nicht zusammen. Ich denke oft, ob es Dir auch so geht?« In der als Brief verfaßten Titelgeschichte erzählt eine im Nachkriegsdeutschland geborene junge Frau und Jüdin aus ihrem Leben. Sie beschwört gemeinsam verbrachte Zeiten mit ihrem Freund Josef, reflektiert die Trennung und berichtet ihm von sich und ihrem Sohn, von Lese- und Alltagserfahrungen. – Barbara Honigmann hat 1986 mit diesen sechs Erzählungen großes Aufsehen erregt. Als »naiv, schmucklos, dabei anschaulich und bildhaft« wurde der Ton gerühmt, der »seinen Reiz daraus zieht, wie Barbara Honigmann scheinbar nebensächlich den Niederschlag der Geschichte im Persönlichen beschreibt« (Süddeutsche Zeitung).

Barbara Honigmann, geboren 1949 in Ostberlin, studierte Theaterwissenschaften und war als Dramaturgin und Regisseurin tätig. Seit 1975 freischaffende Autorin und Malerin, siedelte 1984 nach Straßburg über. Sie erhielt zahlreiche literarische Preise, u. a. den Kleist-Preis (2000), den Jeanette Schocken Preis und die italienische Auszeichnung »Palazzo al Bosco« (2001).

Barbara Honigmann

Roman von einem Kinde

Sechs Erzählungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Dem Andenken an meinen Vater
Georg Honigmann (1903–1984)*

Ungekürzte Ausgabe

Juni 2001

2. Auflage Januar 2006

© 2001 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Erstveröffentlichung: Darmstadt/ Neuwied 1986

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: ›Selbstbildnis‹ von Barbara Honigmann

Satz: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Druck und Bindung: buch bücher dd ag, Frensdorf

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN-13: 978-3-423-12893-3

ISBN-10: 3-423-12893-3

Inhalt

Roman von einem Kinde	7
Eine Postkarte für Herrn Altenkirch	43
Wanderung	51
Doppeltes Grab	87
Marina Roža	99
Bonsoir, Madame Benhamou	109

Roman von einem Kinde

Lieber Josef!

Ich möchte Dir einen Brief schreiben. Einen langen Brief, in dem alles drinsteht. So lang wie ein Roman. Ein Roman von einem Kinde.

Du sagst bestimmt, da muß man schon ganz schön tief unten sein, wenn man mit so was anfängt, mit langen Briefen und Romanen. Ich weiß auch, daß Du denkst, daß das alles nichts hilft, aber Du weißt auch, daß ich denke, es hilft doch. Und wie kommt es denn, daß wir alle so von Gott verlassen dastehen? Manchmal habe ich auch Angst, daß es eine richtige Erlösung gar nicht gibt, denn das müßte doch ein Geschenk sein, aber wir müssen ja alles kaufen, kaufen.

Lieber Josef, ich möchte, daß unsere Freundschaft nie aufhört und daß wenigstens irgendein Ichweiß-nichtwas immer noch dableibt zwischen uns. In den ganzen Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, ist es doch leichter geworden zwischen uns, nein? Ich meine, leicht schwer im Gegensatz zu schwer schwer, denn alles andere ist so schwer schwer. Ich denke so oft an Dich, und ich möchte Dich oft bitten, daß Du mir sagst, wie ich alles machen soll. Ich möchte Dir schreiben, wie es mir geht und wie alles gekommen ist und wie alles geworden ist. Manchmal habe ich Angst, daß Du mir böse bist. Ich möchte soviel erzählen, erzählen, alles erzählen, und Du möchtest immer stumm sein. Warum?

Siehst Du mich, ich liege krank im Bett, und ich liege schon so lange im Bett, daß es mir manchmal scheint,

als ob ich gar nicht mehr aufstehen kann und nie mehr gesund werde. Natürlich, eine richtige Krankheit habe ich gar nicht, und es ist ja lächerlich, daß einem ein Arzt helfen soll.

Einmal möchte ich eine Feder in der Hand halten oder eine goldene Kugel, mit der ich mich und Dich berühren muß, und dann würden wir erlöst sein. Oder ein Losungswort, aber keiner weiß das Wort. Einer vielleicht, aber man muß ihn erst finden, und muß den Weg erst finden und nein, keiner weiß es.

Nur manchmal, wenn ich mit Leuten ins Gespräch komme, mit Leuten, die ich eigentlich gar nicht kenne, auf der Straße oder im Gemüseladen, und wir sprechen erst über das Einkaufen und dann kommen wir auf das und jenes und sie erzählen etwas von ihrer Familie, da ist manchmal so ein Moment, plötzlich, ich weiß nicht woher, fühle ich mich so leicht, so erleichtert, und ich hoffe, ich könnte ihnen etwas ablauschen. Denn dann scheint es mir nicht mehr, als ob keiner was weiß, sondern nur, als ob ich allein nichts weiß. Sie wissen vielleicht alles, und alles ist ganz einfach, nur ich weiß es nicht, aber von ihnen kann ich es vielleicht erfahren. Es ist ja auch manchmal so ein Gefühl, wenn man abends in die hellen Fenster vom gegenüberliegenden Haus sieht oder in den Straßen zwischen Gärten und Häusern in einer fremden Gegend spaziert. Da ist alles so friedlich und glücklich in sich abgeschlossen, und ich werde dann ganz sehnsüchtig und denke, da, dort, hinter diesem Fenster, in diesem Haus, da wissen sie, wie alles

gehen muß. Und ich möchte hingehen und anklopfen und fragen, ob ich reinkommen und ob ich auch dort wohnen darf, und dann möchte ich immer mit diesen Menschen zusammenbleiben.

Ach, Josef, ich möchte Dich gerne sehen. Manchmal denke ich, wenn ich Dich wenigstens noch ein einziges Mal sehen könnte. Wir könnten »Mensch-ärgere-dich-nicht« spielen oder »Müde, matt, krank, tot«, und wir könnten zusammen über alles sprechen.

Weißt Du noch, wie wir damals nach Sagorsk herausgefahren sind, mit der kleinen Vorortbahn, verbote-nerweise über die 30-km-Grenze aus Moskau heraus? Wie wir an den Gärten und Datschen und großen und kleinen Villen vorbeigefahren sind, und es sah alles so aus, wie wir es in den russischen Romanen gelesen hatten? In Sagorsk lag hoher Schnee, und wir haben uns angefaßt und sind den Weg durchs Dorf gegangen, an dem sich die kleinen engen Holzhäuser tief in den Schnee hineingeduckt haben. Der Weg ging immer weiter hinunter, und das Kloster schien immer weiter nach oben zu steigen, ganz hoch oben sahen wir den kleinen Wald von goldenen und purpurblauen Kuppeln und Türmen und Kreuzen. Als wir dort angekommen waren, wußten wir gar nicht, was wir da machen sollten, und sind in die erstbeste Tür hineingegangen. Dahinter war eine riesige Halle mit vielen Menschen, die beteten und zündeten Lichter an, und so viele Bettler und Krüppel liefen hinter uns her und zogen uns an den Mänteln. Das war alles so unheimlich, da wollten

wir lieber wieder weg. Weißt Du noch? Dann noch so viele andere Kirchen, alle dunkel, immer Ikonen, immer Kerzen, wir konnten es nicht mehr sehen und sind rausgerannt und standen wieder im Schnee draußen, und es war so kalt. Aber dann haben wir die ganz kleine Kapelle entdeckt, eine wie ein kleines Kind unter den erwachsenen Kirchen. Es drängten sehr viele Leute hinein, und es hieß, dort fließe heiliges Wasser. Deshalb wollten wir auch hineingehen. Das heilige Wasser floß aus einem Bierhahn, der in ein Kruzifix einmontiert war, und die Leute standen Schlange, um sich heiliges Wasser in Flaschen abzufüllen. Es waren meist Wodkaflaschen, um die eine »Prawda« gewickelt war. Dann hat mir plötzlich eine dicke alte Frau ein Heft in die Hand gedrückt und gesagt, ich soll es aufschlagen und lesen. Es war von Anfang bis Ende vollgeschrieben mit russischer Schrift. Nein, ich soll nicht leise lesen, sondern laut, sagte die alte Frau, ich soll laut vorlesen für die anderen. Es stand schon eine ganze Traube alter Frauen um mich herum, die warteten. Sie sagten, in dem Heft sei die Offenbarung eines vergessenen Heiligen, aber sie konnten nicht lesen, und ich mußte ihnen die Offenbarung verkünden und konnte sie auch nur mühsam entziffern. Die alten Frauen halfen mir aber, sie kannten den Text auswendig. Nur aufhören durfte ich nicht, bevor das ganze Heft durchgelesen war. Es dauerte sehr lange, und plötzlich wußte ich nicht mehr, wo Du warst, und hatte Angst, daß ich Dich verloren hätte, aber ich konnte nicht nach Dir suchen, denn die alten Frauen hielten

mich fest. Als sie mich dann endlich losließen, habe ich trotzdem noch ein Gläschen heiliges Wasser getrunken, und ich fürchtete schon, ich finde Dich nie wieder, aber dann plötzlich hab ich Dich gesehen, ganz nah neben mir, in der Ecke, an die Wand gelehnt, und Du hast die ganze Zeit dagestanden und mir zugeschaut.

Und weißt Du noch, wie Du mich dann abends, als wir wieder in Moskau waren, ganz spät abends, gefragt hast: »Und was machst Du, wenn es hilft, das heilige Wasser?«

Aber es hat ja nicht geholfen, wir sind ganz auseinandergelassen.

Und was hat uns eigentlich auseinandergelassen? Habe ich Dir weh getan? Du hast mich auch so verletzt.

Oft muß ich denken, wann war es eigentlich, an welchem Tag, daß wir uns verloren haben. An welchem Tag waren wir noch zusammen, und an welchem Tag war schon wieder jeder für sich allein. Ich möchte wenigstens die Stelle des Übergangs, die Grenze, an der die Zustände wechseln, erkennen können. Zuerst, wenn man auf die Welt kommt, da ist es so ein deutlicher Übergang, aber dann, nachher, später fließt immer eins ins andere. Ich will Dir erzählen, wie es war, als ich meinen Sohn geboren habe.

Am 30. September, morgens, bin ich zur Untersuchung ins Krankenhaus nach Berlin-Buch gefahren, aber da war noch nichts. Ich habe einen langen Spaziergang durch den Wald von Buch gemacht,

obwohl es geregnet hat, und bin sehr weit gelaufen, bis ich ganz erschöpft war.

Auf dem Weg nach Hause habe ich in der S-Bahn meine Freundin getroffen, und sie ist mit zu mir gekommen. Wir haben Tee getrunken und uns unterhalten, und sie erzählte davon, wie ihr Vater gestorben ist, als sie noch ein Kind war. Davon hatte sie früher noch nie gesprochen, obwohl wir uns schon so lange kennen. Dann kam ein Freund und brachte ein paar Babysachen, sogar eine Mütze, die seine Frau extra gestrickt hatte. Dann ging ich wieder los, weil ich noch mit einer anderen Freundin verabredet war, die hatte auch Babysachen für mich gesammelt, und ich wollte sie holen. Ich fuhr nochmal mit der S-Bahn aus der Stadt heraus, nach Karlshorst, wo ich so lange gewohnt hatte und wo wir zusammen zur Schule gegangen waren. Gleich, als ich ankam, stach es mich in meinem dicken Bauch, aber ich wollte nichts sagen, es war mir unangenehm vor meiner Freundin, denn sie ist Ärztin und sollte sich nicht von mir in Anspruch genommen fühlen. Aber es waren doch die Wehen, wir mußten schnell ein Taxi bestellen und in meine Wohnung fahren und eilig zusammenpacken. Und dann noch einmal die lange Fahrt zum Krankenhaus. Dort stellten sie fest, daß alles schon sehr weit war und höchstens noch zwei Stunden dauern würde, und die Hebamme fragte mich, ob jemand benachrichtigt werden soll. Ich sagte, sie soll meine Mutter anrufen.

Dann hat es doch noch die ganze Nacht gedauert. Es ist wahr, daß es weh tut, aber ich fühlte mich stolz und

stark und ganz bei mir selbst. Ich hatte die Hebamme gebeten, daß sie das Licht ausmacht, das hat sie auch getan, und ich lag ganz allein in dem dunklen Kreißsaal, nur vom Flur kam ein entferntes Licht. Alles war still, der Arzt und die Hebamme hatten sich schlafen gelegt, und erst später, schon gegen Morgen, legten sie noch eine Frau zu mir ins Zimmer, mit der habe ich zwischen den Wehen ein paar Worte gesprochen. Wir waren ganz gelassen, und ich mußte an Kleists Brief denken: »Heiter, wie in der Nähe einer Todesstunde.« Dann sah ich, wie es draußen dämmerte. Solange es dunkel gewesen war, schien es mir, als ob ich mich noch einmal besinnen könnte. Aber als es hell wurde, da wußte ich, daß es nun beginnen mußte, denn alles begann wieder, Leute kamen herein, Leute gingen heraus, sie sprachen und machten viel Geräusch, es begann eine andere Zeit, ein Tempo.

Vor dem Fenster sah ich einen Baum, der war, wie mir schien, in dieser Nacht gelb geworden.

Dann mußte das Kind zur Welt gebracht werden. Und plötzlich kehrte sich das Unterste zuoberst, und es war, als rase ich wie alle Elemente zugleich, wie Feuer, Wasser und schlagende Steine, und ich konnte nicht mehr unterscheiden, ob ich gebäre oder ob ich selbst geboren werde. Und als die Hebamme sagte: Luft anhalten, da wußte ich nicht mehr, wie, ich wußte nicht, was sie meinte, denn ich fühlte keine unterschiedenen Körperteile und Organe mehr, es war alles nur noch eins. Es wurde immer lauter und aufgeregter, und die Hebamme gab ihre Kommandos

wie ein Kapitän bei stürmischer See. Zum Schluß habe ich sie und den Arzt getreten und habe das Kind ausgespieen. Und einen Moment später schon herrschte wieder vollkommene Ruhe. Nicht die Spur von Schmerz im Körper, nichts als Frieden.

Als ich nach einer Woche aus dem Krankenhaus nach Hause kam, da war mir in meiner Wohnung alles ganz fremd geworden, Bett und Stühle, Bücher und Bilder. Alles, was nicht das Kind war und was aus früheren Zeiten herstammte, erschien mir nun wie »draußen«. Das Kind aber war mir so selbstverständlich und so nah, wie ich es mir selber bin, und es kam mir direkt absurd vor, daß es heißen soll: Ich habe ein Kind bekommen. Denn ich war ja nur selber mehr geworden.

Außer meiner Mutter und meinen Freundinnen hat sonst keiner auf das Kind gewartet. Auf allen Formularen, die ich dann ausfüllen mußte, habe ich über die ganze Rubrik »Vater« nur einen langen Strich gezogen. Und keiner soll denken, daß man das leicht macht. Und nicht, weil ein bestimmter Vater fehlt, sondern weil es ist, als ob man selbst den letzten Strich auf dem Zeugnis der Verlassenheit zieht.

Und dann habe ich zu Hause gesessen und habe meinen Sohn bewacht und aufgezogen wie eine kleine Pflanze, beinahe aus dem Nichts. An jedem Abend habe ich neben seinem Bettchen gesessen und ihn immer nur angesehen und angestaunt, wie er so still daliegt und schläft und doch lebt. Und an jedem Vormittag habe ich mein Kind eingepackt wie

ein kleines Paket und habe es die drei Stockwerke heruntergetragen und in den Wagen gelegt und im Friedrichshain spazierengefahren. Dann kam schon bald der lange Winter, und es gab nichts eigentlich Schönes mehr dort im Park, aber ich hatte immer das Gefühl von einem ganz herrlichen Leben, das ich nun führte, und ich war ganz ruhig und konzentriert in dieser Zeit. Ich habe mich auf eine kalte Parkbank gesetzt und hab mein Buch gelesen und immer wieder in den Kinderwagen reingesehen und es gar nicht fassen können, daß da mein Kind liegt, nicht ein Kind, irgendein Kind, nein, mein, nur mein Kind.

Ich hatte noch nie vorher das Glück so an meinem ganzen Körper wie warme weiche rollende Wogen gespürt. Es war mir plötzlich auch ganz unmöglich geworden, mir vorzustellen, daß ich überhaupt schon so lange vorher gelebt hatte, ich war über jedes Stück aus meinem Vorleben wirklich erstaunt, über all die Dinge, die da schon waren, über den Nagellack an meinen Fußnägeln zum Beispiel, wieso er immer noch dran war, und ich mußte an stehengebliebene Wände in Ruinen denken, an denen manchmal noch Tapeten kleben und die Stelle zu erkennen ist, wo früher ein Bild gehangen hat. Es war, als ob ich alles neu kennenlernen müßte, und wenn ein Besuch gekommen ist, hat es mich nur gestört, ich war viel lieber allein mit meinem Kind. Ich weiß gar nicht, woher plötzlich mit solcher Kraft so eine Liebe und so ein starkes Sich-gebunden-Fühlen herkommen kann. »Sich-gebunden-Fühlen in einem Sturm von Frei-

heitsgefühlen, das ist Offenbarung«, soll, wie mir einer erzählte, Nietzsche gesagt haben.

Es fing auch damals eine neue Art Schlaf an, das war nie mehr so ein ganz Versunkensein, es war immer nur noch eine Art Halbschlaf, in dem ich das Gefühl für meine Haltung und die Lage aller einzelnen Glieder meines Körpers behalten habe, so ein Dämmerzustand, in dem auch die Grenze zwischen meinem Körper und dem des Kindes verschmolz, und ich fühlte es oft so, als ob ich selbst im Körbchen liege, und wußte nicht mehr, ob ich die Mutter oder der Säugling war.

Das ging lange so. Als mein Sohn seinen ersten Zahn bekam, passierte es mir, daß ich mich mit offenem Munde vor den Spiegel stellte, um in meinem Mund nach seinem Zahn zu suchen. Und dann einmal, da küßte ich mich mit meinem Sohn auf den Mund, und auch am ganzen Körper hielten wir uns fest und zogen uns aneinander, immer fester, bis sich das Kind ganz an mich ansaugte, so daß wir beide keine Luft mehr bekamen. Mir wurde schwarz vor Augen und schwindlig, wie kurz vor dem Tode, und ich riß ihn mit aller Kraft von mir weg. Da hatte ich unser beider Leben gerettet.

Aber das war nicht wirklich, das war ein Traum.

Man will seinem Kind nur alles Liebe tun, und dabei macht man alles falsch. Und so ist es auch mit allen anderen Menschen, wenn man jemanden richtig liebt, dann ist es für ihn immer eine Zumutung. Ich glaube, daß die Eltern immer in der Schuld der Kinder bleiben und nicht umgekehrt.

Aber ich konnte mich gar nicht genug wundern, daß man das kleine Kind, das man doch vorher gar nicht kannte und das so lange noch gar kein richtiger Mensch und vielmehr ein kleines Tierlein ist, gleich so schrecklich lieb hat. Es ist schön, daß man zuerst so lange stumm miteinander lebt und erst langsam zusammen ein Wort nach dem anderen findet und das ganze Leben buchstabieren lernt.

Vor dieser Zeit dachte ich, wenn man ein Kind hat, dann ist man geschützter und abgewehrter gegen draußen und gegen alles. Aber das ist gar nicht so, denn in allem ist gleich wieder so viel Angst und so viel Bangigkeit und man wird noch viel empfindlicher als vorher. Bevor ich das Kind hatte, hat es mich nie gegruselt, nachts durch den Park zu gehen, und ich hatte nie Angst im Flugzeug und keine Angst im Auto und habe niemals meine Wohnungstür abgeschlossen. Aber jetzt ist alles ganz anders geworden – ich fürchte mich im Auto, ich fürchte mich bei jedem Flug, ich schließe abends die Tür von innen zu und habe Angst vor tausend Sachen, die mir oder dem Kind zustoßen könnten.

Damals, nach Johannes' Geburt, an den langen Abenden, an denen es immer so still in meiner Wohnung war, habe ich den »Wilhelm Meister« gelesen und danach den »Grünen Heinrich«, und eigentlich weiß ich nicht, warum ich mich diesen Männern so nahe fühlen konnte. Dem Grünen Heinrich vielleicht wegen des maßlosen Anspruchs und des Scheiterns am Schluß, und beim Wilhelm Meister weiß ich es genau, daß es wegen dieser

Worte war, die er vor dem Anblick des schlafenden Felix sagt:

»O, rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Pläne für die Zukunft mißlingen sollen, aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Teil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl Verstand und Vernunft, lebe wohl jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Tiere unterscheidet, verliere sich! und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtsein auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt.«

Einmal, schon ein oder zwei Jahre später, war ein merkwürdiger Tag. Ich wohnte bei meiner Freundin in deren kleinem Haus auf der Insel Usedom, und es war schon sehr heiß, obwohl es erst Mai war. Ich saß nackt in einem Liegestuhl und hab in einer Illustrierten gelesen, die wir gerade vorher im Dorfkonsum gekauft hatten. Johannes, mein Sohn, hat mit dem Gartenschlauch gespielt und sich naßgespritzt, und unter einem schattigen Baum saß das Baby von meiner Freundin in seinem Stühlchen. Ich las die Zeitung gar nicht, blätterte bloß und guckte mir die Fotos an, und da war ein ganz kleines Foto auf einer